

Umschau

Jesuiten und Juden || eine historische Hypothek

In einem Interview mit der österreichischen Wochenzeitung „Die Furchen“ (7.11.2002) anlässlich eines Wien-Aufenthaltes darauf angesprochen, daß es „einen ‚Arier-Paragraphen‘ bei der Aufnahme in den Orden gab“, antwortete der Generaloberer der Gesellschaft Jesu, Peter-Hans Kolvenbach, ohne Umschweife: „Es ist eine Tatsache, daß im Jahre 1593 die fünfte Generalkongregation der Gesellschaft Jesu entschied, daß niemand Jesuit werden kann, der von jüdischen oder muslimischen Eltern abstammt. Diese Entscheidung war überhaupt nicht der Spiritualität des heiligen Ignatius entsprechend.“ Die jüngste Generalkongregation des Ordens im Jahr 1995, fügte Kolvenbach hinzu, „freute sich, daß das II. Vatikanum den jüdisch-christlichen Dialog radikal erneuert hat, nach Jahrhunderten der Polemik und Verachtung, an denen auch die Gesellschaft Jesu beteiligt war.“

Erinnert ist damit an eine historische Hypothek der Jesuiten: Von 1593 an bestand ein absolutes, im Jahr 1608 etwas gelockertes Verbot der Aufnahme von Juden (und Muslimen) in die Gesellschaft Jesu, von dem erst seit 1923 der Generaloberer – zuvor ausschließlich der Papst – dispensieren konnte. Die erste, nach dem Zweiten Weltkrieg 1946 abgehaltene (29.) Generalkongregation des Ordens hat dann das „Hindernis der Abstammung bzw. der Rasse“ abgeschafft. James W. Reites, Professor für Geistliche Theologie an der kalifornischen Santa Clara University, meinte dazu 1981: „Es wird aber stets beschämend für die Jesuiten bleiben, daß die Gesellschaft Jesu erst nach dem Nazi-Holocaust wieder zu den Prinzipien ihres Gründers zurückkehrte.“

Das Motiv für dieses hauptsächlich in Spanien wirksame und praktizierte Verbot – die sogenannte „Reinheit des Blutes“ („limpieza de sangre“) – muß in seinem geschichtlichen Kontext gesehen werden, was freilich die Beschämung darüber nicht geringer machen kann. Antijüdische Strömungen in Spanien, die auch vor der jungen Gesellschaft Jesu nicht Halt machten, spielten da-

bei eine Rolle. Die pauschale Parole von der Reinheit des Blutes hatte eine Verschiebung vom religiösen zum ethnischen Problem zur Folge gehabt: „Ihr ‚schlechtes Blut‘ (mala sangre), so dachten viele, machte alle Juden, ob getauft oder nicht, minderwertig und abartig.“ Pate für diese Ansicht hatten die Katholischen Könige gestanden: Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien stellten 1492 die Juden Spaniens vor die Alternative „Taufe oder Emigration“. Von etwa 165 000 Betroffenen ließen sich gut 50 000 taufen. Sie wurden „Nuevos Cristianos“ oder „Conversos“ genannt und waren Bürger zweiter Klasse. Die aufkommende Abneigung gegen Juden griff dann mit der Zeit auch auf Konvertiten über.

Die meisten anderen Orden hatten schon längst entsprechende Bestimmungen erlassen. Ignatius von Loyola (1491–1556) wehrte sich – trotz massiver Interventionen des Erzbischofs von Toledo und Primas von Spanien, Juan Martínez Guisarro (latinisiert: „Siliceo“ = der Steinharte), wie auch aus den eigenen Reihen, vor allem des von Vorurteilen getriebenen Provinzials der Jesuiten in Spanien, Antonio Araoz – massiv gegen die Aufnahme entsprechender restriktiver Bestimmungen in die Satzungen des Ordens. Er untersagte jegliche Diskriminierung. Sein erster Nachfolger als Generaloberer, Diego Laínez, selbst jüdischer Abstammung, konnte dem Druck von innen noch standhalten. Aber die fünfte Generalkongregation der Gesellschaft Jesu unter Claudio Aquaviva erließ als Folge antijüdischer Strömungen, vor allem unter spanischen Jesuiten, 1593 im Dekret 52 ein allgemeines Verbot, wonach bekehrte Juden und Nachkommen christlich gewordener Juden („Maraños“ und Cristianos nuevos) nicht in den Orden aufgenommen werden durften. Jene Jesuiten, die noch nicht die Letzten Gelübde abgelegt hatten, sollten aus dem Orden entlassen werden.

Im Hintergrund standen Schwierigkeiten mit den Conversos, vor allem auf der iberischen Halbinsel. Sie waren natürlich von anderen Spaniern überhaupt nicht zu unterscheiden, wurden jedoch

zur Zielscheibe zahlreicher Diskriminierungen. Angesehene Jesuiten wie Pedro de Ribadeneira oder die komplette Ordensprovinz Aragon protestierten dagegen auf der sechsten Generalkongregation (1608) und verlangten zumindest eine Milderung der Maßnahme (worauf auch der gegenwärtige Generaloberer in seinem Interview erinnert). Bei Ordensinteressenten aus adeligen Familien und gut Beleumundeten sollte, so das Ergebnis ihrer Bemühungen, nicht über den fünften Grad hinaus nachgeforscht werden (vgl. diese Zs. 214, 1996, 111–123). Druck ausgeübt hatte auf die Generalkongregation auch die spanische Inquisition. Diese wünschte sich eine mehr föderal angelegte Verfassung des Ordens, um direkte Eingriffsrechte des Generaloberen auf einzelne Ordensprovinzen zu beschränken – was wiederum genau der Inquisition mehr Handlungsspielraum erlaubt hätte. Diesem Druck wollten die Mitglieder der Generalkongregation offensichtlich nicht nachgeben, mußten deswegen aber offenbar in der Frage der „Reinheit des Blutes“ Konzessionen machen.

Ironie der (Ordens-)Geschichte: Frappanterweise widersprach die Diskriminierung von jüdischen Kandidaten der persönlichen, von seiner Frömmigkeit herrührenden Sehnsucht des Ordensgründers. Gegenüber Ribadeneira hatte Ignatius einmal mit sichtbarer Bewegtheit geäußert, der größeren Verbundenheit willen mit Jesus blutsverwandt („de linage de judíos“) sein zu wollen („el hombre pariente de Christo N. S. secundum carnem“) – auf dem Hintergrund anti-jüdischer Kampagnen ein gefährliches, ja spektakuläres Ansinnen, das, wäre es öffentlich geäußert und damit bekannt geworden, außerhalb wie innerhalb des Ordens zu Schwierigkeiten geführt hätte. So berichtet Ribadeneira auch von der in Gegenwart des Ignatius erfolgten Reaktion des Großmeisters des Ritters des Heiligen Grabes und Mitgliedes der kaiserlichen Botschaft in Rom, Pedro de Zárate, der mit Ignatius eng befreundet war: „Als Pedro von Ignatius hörte, er wäre stolz darauf gewesen, wenn er als Jude geboren worden

wäre, bekreuzigte er sich und rief: ‚Was, ein Jude!‘ Bei diesem Wort spuckte er auf den Boden.“

Das Klima für solche Reaktionen war begünstigt und gedeckt durch das Vorgehen von allerhöchster Stelle: Papst Paul IV. hatte mit der Bulle „Cum nimis absurdum“ (1555) scharfe Maßnahmen erlassen, die zum Bau des Gettos von Rom führten. Die an Polemik der NS-Propaganda in nichts nachstehende Bulle, die die Theologie des 16. Jahrhunderts widerspiegelt, kann erst mit der Erklärung „Nostra Aetate“ (1965) des Zweiten Vatikanischen Konzils als aufgehoben gelten.

Der erste Generaloberer war sich laut Kolvenbach „bewußt, daß es in Spanien schwierig war, sogenannte ‚neue Christen‘ – jüdischer oder muslimischer Abstammung – in die Gesellschaft Jesu aufzunehmen. Darum ließ der judenfreundliche Ignatius diese Kandidaten nach Italien kommen, wo es viel leichter war, sie aufzunehmen.“ Während des Zweiten Weltkriegs waren etliche Jesuiten aus dem deutschsprachigen Raum zur Emigration aus Hitlerdeutschland („Verjudung der Gesellschaft Jesu“), ja sogar aus Europa gezwungen, weil der Orden sie nicht genügend schützen konnte. In den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts durfte über die seltsame Bestimmung immerhin geschrieben werden (vgl. diese Zs. 109, 1925, 435–452). Daran zu rütteln war bis nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch ein Tabu.

Die letzte Generalkongregation hat mit dem Eingeständnis, der Orden habe in seiner Geschichte zu „Polemik“ und „Verachtung“ gegenüber Juden beigetragen, die Verpflichtung verbunden, den Dialog mit den Juden (wieder) aufzunehmen. Sie bleiben die ersten Adressaten von Gottes nie widerrufenem Bund: „Die gemeinsame Geschichte vereinigt uns und trennt uns in gleicher Weise von unseren älteren Brüdern und Schwestern, dem jüdischen Volk, in dem und durch das Gott weiterhin für die Erlösung der Welt wirkt. Der Dialog mit dem jüdischen Volk befähigt uns, uns besser unserer Identität als Christen bewußt zu werden“ (34. GK, D. 5/12).

Andreas R. Batlogg SJ